

Ashley Carrington

Die Rose von Kimberley

Roman



For Axel and Linda

*May love and devotion
be the guiding star
in your life.*

Wenn ich die Sprache der Menschen und Engel redete,
hätte die Liebe aber nicht,
wäre ich dröhnendes Erz oder eine lärmende Pauke.

Und wenn ich prophetisch reden könnte
und alle Geheimnisse wüsste und alle Erkenntnis hätte;
wenn ich alle Glaubenskraft besäße
und damit Berge versetzen könnte,
hätte aber die Liebe nicht,
wäre ich nichts ...

Jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe –
diese drei;
doch am größten unter ihnen ist die Liebe.

Das Hohelied der Liebe

1. Korinther

Was für ein Land! Welch eine fremde, erschreckende Welt, in die der rußspeiende, monoton dahinratternde Zug sie seit zwei Tagen und Nächten immer tiefer hineinführte, über weite Strecken hinweg mit zermürender Langsamkeit, doch unaufhaltsam. Und hier in dieser staubigen, hitzeflirrenden Öde sollte es eine regelrechte Stadt geben, die Kimberley hieß und sich prahlend auch Diamond City nannte?

Rosemarie Brandon erschien das Ziel ihrer Reise an diesem hochsommerlichen Januarmorgen noch unwirklicher als vor drei Tagen, als sie und Emily Mitford im Hafen von Kapstadt von Bord des britischen Postdampfers *HMS Bristol Blossom* gegangen waren und ihren Fuß auf den afrikanischen Kontinent gesetzt hatten. Denn wohin ihr Auge auch blickte, die sonnen-durchglühte Halbwüste der Großen Karroo erstreckte sich von Horizont zu Horizont wie ein zu Dreck erstarrter Ozean. Nichts als rotbraune, steinige Erde mit ein wenig spärlicher Vegetation. Hier und da gab es Flecken mit verdorrtem Gras, niedriges Dornengestrüpp und gelegentlich einen Kameldornbaum oder eine einsame Schirmakazie. Und über dieser trostlosen, scheinbar menschenleeren Halbwüste spannte sich ein Himmel, der so grenzenlos hoch und weit und von einer solch intensiven Bläue war, dass es sie erschreckte. So als hätte die Welt an diesem öden Ort ihr schützendes Dach verloren und schaute direkt in die Ewigkeit. All das wäre selbst ohne die gnadenlose Sonne schon mehr als genug gewesen, um eine bislang wohlbehütete junge Frau aus dem fernen England aus ihrem auch so schon wenig gefestigten inneren Gleichgewicht zu bringen, war sie doch an die lieblichen Landschaften Somersets mit seinen dichten Wäldern, fruchtbaren Feldern und Äckern und seinen wogenden, grasbedeckten Hügelketten gewöhnt. Achtzehn Jahre und viereinhalb Monate hatte sie sich, bis auf eine Sommerreise nach Brighton, nicht weiter als fünfzig Meilen von ihrem Elternhaus entfernt und in all dieser Zeit auch nur eine Natur gekannt, deren unterschiedliche Gesichter im Verlauf der Jahreszeiten im Großen und Ganzen von Sanftmut und Harmonie geprägt waren. Doch in diesem rauen, kargen Land besaßen die ihr so vertrauten Erscheinungen und Abläufe der Natur offenbar keine Gültigkeit mehr. Sogar die Jahreszeiten standen hier auf dem Kopf. Statt Winter herrschte jetzt Hochsommer, und im Juli, August, wenn in England die Kornfelder kurz vor der Erntezeit waren und die Erde der Äcker warm und voller Kartoffeln, kehrte in diesen südlichen Breiten der Winter ein. Doch einen richtigen Winter mit Schnee und eisigen Temperaturen über Wochen hinweg sollte es in dieser nördlichen Region der Kapkolonie noch nicht einmal geben, wie sie erfahren hatte, sondern nur eine Periode milderer Sommerwetters. Angesichts der mörderischen Hitze, unter der sie während der letzten Tage gelitten

hatte, seit sie die liebliche Kapregion verlassen hatten, wunderte sie das gar nicht. Sie hatte den beklemmenden Eindruck, als herrschte hier allein eine ihr völlig unbekannt, unbarmherzige Sonne, die mit einer geradezu mörderischen Kraft vom Himmel brannte, als wollte sie jedes Gewächs und jede Kreatur versengen und auszehren, die sich ihr ins Licht zu stellen wagten.

Rosemarie Brandon erinnerte sich an ihre Alpträume, die sie letzte Nacht heimgesucht hatten, und mit einem wachsenden Gefühl der Beklommenheit blickte sie durch das mit Staub und Ruß besprenkelte Zugfenster hinaus in die endlose Weite der Großen Karroo. Dabei hielten ihre Hände die kühlen, grünen Jadeperlen ihres Rosenkranzes umschlossen, der in ihrem Schoß lag. Ihr war, als wären ihr einzig Emily Mitford und dieser kostbare Rosenkranz, der ihrer Mutter gehört hatte, in dieser bestürzend fremden und sonnenverbrannten Welt als Stütze geblieben.

Wieso hatte das Schicksal sie ausgerechnet an diesen fernen, ungastlichen Ort führen müssen? Was hatte sie in Afrika, im südlichsten Zipfel des schwarzen Kontinents, in der Kapkolonie zu suchen? Und dann auch noch in einer angeblichen Stadt, die da draußen irgendwo im glutheißen Nirgendwo der Halbwüste lag?

Sie seufzte unwillkürlich, kannte sie die Antwort auf diese Fragen doch nur zu gut. Und im selben Augenblick schämte sie sich ihres inneren Aufbegehrens. Denn der Grund, warum sie diese beschwerliche Reise unternommen hatte, war gewichtig genug, dass er sie notfalls auch bis ans Ende der Welt geführt hätte.

»Es dauert nicht mehr lange. Gleich bin ich fertig, Rosemarie«, sagte Emily Mitford hinter ihr, die ihr Seufzen auf sich und ihre Arbeit bezogen hatte. »Schneller ging es aber nun wirklich nicht. Ein viersträngiger Zopf will sorgfältig geflochten sein, wenn er etwas hermachen soll.«

»Ach, deshalb habe ich nicht geseufzt, Emily«, erwiderte Rosemarie ihrer Zofe, während der Zug einer jener lang gezogenen Kurven folgte, die den Schienenstrang in der Karroo ganz selten einmal von seiner ansonsten schnurgeraden Bahn brachten. Sie erhaschte einen Blick auf die Lokomotive, die schmutziggraue Qualmwolken ausstieß, sowie auf die beiden Kohlentender und die vorderen Waggon der zweiten und dritten Klasse, wo die weniger zahlungskräftigen Passagiere mit ihrem teilweise sperrigen Gepäck die Reise auf harten Holzbänken ertragen mussten.

»Du sorgst dich um deinen Vater, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Rosemarie Brandon, obwohl es das nicht allein war, was sie bedrückte. Natürlich quälte sie die Sorge um ihren Vater, seit das Telegramm von Onkel Rupert Thorndike

aus Kimberley vor nicht einmal vier Wochen bei ihnen in Bath eingetroffen war und sie zu einem überstürzten Reiseantritt gezwungen hatte.

»Das verstehe ich nur zu gut. Aber mittlerweile sollte begründete Zuversicht an die Stelle der Sorge treten. Hat Mister Lawrence Farrington uns denn in Kapstadt nicht mit hoffnungsvollen Nachrichten begrüßt, mein Kind?«, erinnerte Emily Mitford sie, um sie aufzumuntern. »Es war wirklich sehr freundlich von ihm, sich der nicht eben geringen Mühe zu unterziehen, aus Kimberley anzureisen, uns in Kapstadt in Empfang zu nehmen und uns auf dieser Zugfahrt zu begleiten. Und wie er sagte, hat sich dein Vater mittlerweile doch schon recht gut von dem Schlaganfall erholt. Sollten wir dafür nicht von Herzen dankbar sein?«

»O ja. Und das bin ich auch. Dem Himmel sei Dank, dass es Dad wieder besser geht!« Rosemarie hob das silberne Kreuz des Rosenkranzes schnell an ihre Lippen. Nur zu gut waren ihr die schrecklich langen Wochen der Überfahrt noch in Erinnerung, eine Zeit der Sorge und der quälenden Ungewissheit, ob ihr Vater überhaupt noch am Leben sei oder ob vielleicht nicht schon längst ein Grab in Kimberley auf sie wartete, auf dessen Stein der Name ihres Vaters gemeißelt stand. Und dann die befreiende Nachricht in Kapstadt an der Gangway, dass ihr Vater sich erholt habe und sich auf dem Weg der Besserung befinde. Sie hatte vor dem fremden Mann nicht in Tränen ausbrechen wollen, doch ihr Wille war nicht so stark gewesen wie ihr Gefühl der Erlösung und Dankbarkeit, dass ihre Gebete erhört worden waren.

»Aber?«, fragte Emily Mitford, während ihre Finger geschickt das kunstvolle Flechtwerk mit Rosemarie Brandons kastanienbrauner Haarflut fortsetzten. »Oder habe ich mir dein stummes Aber nur eingebildet?«

»Ach, Emily«, sagte Rosemarie und lächelte unwillkürlich. »Habe ich dir jemals etwas vor-machen können?«

Emily Mitford schmunzelte. »Nun, häufig genug hast du es versucht. Aber allzu fruchtbar sind deine Bemühungen, mir Sand in die Augen zu streuen, nie gewesen, wie einfallsreich du oftmals auch warst.«

»Hätte ich eine Zwillingschwester gehabt, sie hätte mich kaum besser kennen können, als du es tust, Emily«, räumte Rosemarie mit einer Mischung aus Wehmut und tiefer Zuneigung ein.

»Daran hege ich nicht den geringsten Zweifel«, stimmte Emily ihr sanft zu. Sie war gleich am Tag nach Rosemaries Geburt, die für ihre Mutter eine schwere gewesen war, ins Haus der Brandons gekommen, ein schüchternes Mädchen von sechzehn Jahren, pausbäckig, mit breiten Hüften und unerfahren, aber voll guten Willens und mit viel Liebe, sehnsüchtig darauf wartend, dass irgendjemand Anspruch darauf erhob und die schmerzliche Leere in ihrem Herzen füllte, die sechzehn Jahre in einem Waisenhaus hinterlassen hatten. Und genau das hatte

Rosemarie getan. Wie ein Schwamm hatte sie ihre Liebe aufgesogen und ihr damit, ohne es selbst zu ahnen, das größte Geschenk ihres Lebens gemacht.

Zwölf Jahre war sie ihr Kindermädchen und ihre Vertraute gewesen, ja fast so etwas wie eine Schwester. Denn der Mutter ihres Zöglings war es nach der ersten lebensbedrohlichen Niederkunft nicht mehr möglich gewesen, weiteren Kindern das Leben und ihrer geliebten Tochter Geschwister zu schenken. Auch hatte ihre kränkelnde, schwermütige Natur sie oft und lange gezwungen, das Bett zu hüten. Und dann hatte sie, Emily, den Haushalt der Brandons am Stadtrand von Bath verlassen, um als Ehefrau des Zimmermanns George Mitford eine eigene Familie zu gründen. George und ihr waren jedoch nur zwei glückliche Jahre vergönnt gewesen. Ein tragischer Unfall auf einem hohen Baugerüst hatte sie an einem stürmischen Herbsttag zur kinderlosen Witwe gemacht und sie jäh ihres Traums vom eigenen Familienglück beraubt. Anderthalb Jahre später war Rosemaries Mutter gestorben und Charles Brandon, der viel beschäftigte Vater, hatte sie gebeten, wieder zu ihnen zurückzukehren und seiner Tochter nun als Zofe und freundschaftliche Gesellschafterin zu Diensten zu sein. Sie hatte nicht eine Sekunde überlegen müssen, um zu wissen, wie sie sich entscheiden sollte. Ebenso wie sie nun Jahre später auch nicht einen Wimpernschlag lang unsicher gewesen war, ob sie die Strapazen und Gefahren auf sich nehmen und Rosemarie auf ihrer Reise nach Kimberley begleiten sollte. »Also, was bedrückt dich heute Morgen?«

»Dieses Land bedrückt mich«, gestand Rosemarie. »Diese ... erschreckende Leere und dazu diese grelle Sonne.«

Emily Mitford seufzte nun selbst. »Ja, das kann ich dir unschwer nachfühlen. Um sich an solch eine karge Landschaft und eine derartige Hitze zu gewöhnen, bedarf es gewiss einer langen Zeit.«

Rosemarie wollte den Kopf schütteln, besann sich aber rechtzeitig darauf, dass ihr Zopf noch nicht fertig geflochten war. »Nicht in tausend Jahren würde ich mich daran gewöhnen, Emily! Und es ist mir ein Rätsel, wieso Onkel Rupert sich ausgerechnet in dieser staubigen Wildnis niedergelassen hat – und warum Dad keinen besseren Ort gefunden hat, um sich an einer Firma zu beteiligen. Warum nur hier, Emily?«

»Vermutlich weil dieses Land ebenso reich an Diamanten ist wie arm an Wasser, grünem Gras und schattigen Wäldern«, antwortete Emily nüchtern. »Und für einen weitschauenden Geschäftsmann wie deinen Vater, der im Edelsteingewerbe tätig ist, dürfte das Grund genug sein. So, das hätten wir.« Sie schloss das Ende des Zopfs mit einer Klemmspange aus Elfenbein, die einen kunstvoll geschnitzten Schmetterling darstellte.

»Geld kann nie Grund genug sein, für gar nichts!«, widersprach Rosemarie kategorisch und stellte mit Bedrückung fest, wie schnell die Sonne an Kraft gewann. Die Luft war schon jetzt warm und stickig in ihrem engen Abteil. Dabei war es doch noch früh am Morgen. Mit Schauern dachte sie an die vielen heißen Stunden, die sie bis zu ihrem Eintreffen in Kimberley noch im Zug aushalten mussten. Was hätte sie jetzt für einen kühlen englischen Wintertag gegeben.

»Das gilt nur dann, wenn man genug davon hat«, entgegnete Emily mit gutmütigem Spott und griff zur Kleiderbürste.

»Es wird heute wieder ein schrecklich heißer Tag werden«, befürchtete Rosemarie, während sie darauf wartete, dass Emily ihr auch das letzte Härchen von den Schultern gebürstet hatte.

»Anzunehmen«, sagte Emily trocken.

»Ich hasse es, wenn ich überall feucht von Schweiß bin und das Gefühl habe, der Puder verläuft mir auf dem Gesicht!«, beklagte sie sich.

»Eine Lady wie du schwitzt nicht, wie heiß es auch sein mag, sie transpiriert bestenfalls«, korrigierte Emily sie mit tadelnder Stimme, doch ihre Augen lachten dabei. »Und dein Puder kann gar nicht verschmieren, weil wir nämlich bis auf ein paar Tupfer auf ihn verzichten werden. Eine junge Frau mit deinem Teint ist zudem auf dieses Hilfsmittel nicht angewiesen.«

»Mir soll es heute recht sein«, seufzte Rosemarie und empfand einen Moment lang Dankbarkeit, dass ihre schlanke Figur sie davon befreite, sich in ein enges Korsett zu schnüren. Sie kannte in Bath viele junge Frauen, die sich dieser Tortur noch immer unterzogen. Glücklicherweise gehörte Emily nicht zu jenen viktorianischen Frauen, die darauf beharrten, dass ein Korsett ebenso eisernes Gebot der Mode wie der Schicklichkeit sei. »Aber diese Hitze ...«

Emily ließ sie nicht ausreden, sondern fiel ihr energisch ins Wort: »Wir werden ertragen, was kommt, und wir werden es genauso überstehen, wie die stürmische Überfahrt und die Tage der Zugfahrt, die schon hinter uns liegen. Sag dir, dass wir das Schlimmste geschafft haben und der Rest nicht mehr der Rede wert ist.« Sie gab ihr einen Klaps auf die Schulter. »So, und jetzt dreh dich um, und lass dich anschauen, Rosemarie.«

Ein Anflug von Gereiztheit überkam Rosemarie, während sie von dem primitiven Holzschemel aufstand, den Mister Farrington besorgt und ihr stolz wie ein prächtiges Möbelstück präsentiert hatte, und sich zu ihrer Zofe umdrehte. Wie konnte Emily bloß so gelassen sein und alles, was das Leben an bitteren Schlägen und Prüfungen brachte, mit stoischem Gleichmut hinnehmen, ohne dabei doch ihr warmherzig frohes Wesen zu verlieren? Gut, Emily besaß einen starken Glauben. Aber das allein konnte es nicht sein. Den hatte sie auch, doch ihr Glaube hinderte sie, Rosemarie Brandon, nicht daran, aufzubegehren und mit dem Schicksal

zu hadern – und mit Gott. Sie fand, das sei ihr gutes Recht, wie es ja auch schon die Propheten des Alten Testaments getan hatten. Und wie waren Abraham, Mose, Jeremia und all die anderen Bibelväter mit Gott ins Gericht gegangen! Nun ja, selbst bei diesen Auserwählten hatten die Klagen und das Aufbegehren selten etwas genützt, wie sie nur zu gut wusste. Aber sie war sicher, dass sie sich dennoch um einiges besser gefühlt hatten, nachdem sie ihrem Zorn und Groll ordentlich Luft gemacht und Gott die Leviten gelesen hatten.

Doch was genau sollte sie Emily vorwerfen? Dass sie sich leichter und ohne tiefen Groll mit dem Unabänderlichen abfand? Dass sie in jeder Situation stets das Positive zu sehen und sich darauf zu konzentrieren versuchte? Dass sie Leben und Leiden ebenso als selbstverständliche Einheit ihres menschlichen Daseins akzeptierte wie Leben und Liebe, so wie die beiden Seiten ein und derselben Münze? Nein, sie wusste, dass ihr Ärger eigentlich ihr selbst galt, ihrer Unsicherheit und Ungeduld.

Deshalb meinte sie schließlich nur mürrisch: »Ich wünschte, du würdest endlich aufhören, Rosemarie zu mir zu sagen! Meine Freundinnen in Bath und sogar die Schwestern in der Konventsschule haben mich Rose genannt! Das gefällt mir viel besser. Rosemarie, das ... das klingt so nach alter Jungfer.«

Emily Mitford begegnete den blitzenden bernsteinfarbenen Augen der jungen Frau, die ihre Freundin und zugleich doch auch ihre Herrin war, mit festem Blick. »Wenn deine Mutter gewünscht hätte, dass alle Welt dich Rose nennt, hätte sie dich sicherlich selbst so genannt. Doch sie hat dich auf den schönen Namen Rosemarie taufen lassen, und ich kann mich nicht entsinnen, dass sie dich auch nur ein einziges Mal nicht so gerufen hätte. Oder kannst du mit anderen Erinnerungen aufwarten?«

Nein, das konnte sie nicht. Und fast hätte Rosemarie wütend mit dem Fuß aufgestampft, der in geschnürten Stiefeletten aus feinstem schwarzem Leder steckte. »Warum musst du bloß immer recht behalten?«, grollte sie.

Die Zofe lächelte nachsichtig. »Weil ich mich gewöhnlich nicht in eine Diskussion über Dinge einlasse, die offensichtlicher Natur sind und keiner Auslegung bedürfen. Und was die alte Jungfer betrifft ...«

Emily Mitford machte eine kurze Pause und musterte Rosemarie, die in einem maronenfarbenen Reisekostüm vor ihr stand, als hätte sie zum ersten Mal Gelegenheit, ihre Erscheinung bewusst in sich aufzunehmen. Nicht einmal der sehr konservative Schnitt der Kleidung vermochte die überaus reizvollen weiblichen Rundungen ihres Schützlings zu verbergen. Ihr Gesicht konnte man zwar nicht als bildhübsch bezeichnen, wenn man das derzeitige Schönheitsideal zum Maßstab nahm, was aber ihrer Überzeugung nach sowieso nur für die ganz Einfäl-

tigen im Geiste beiderlei Geschlechts von Belang war, es besaß jedoch zweifellos einen überaus ansprechend natürlichen, ja sogar apart zu nennenden Ausdruck, woran auch die wenigen Sommersprossen auf Nase und Wangen nichts änderten. Worauf ihr Schützling außerdem noch ganz besonders stolz sein konnte, das waren ihre makellose Haut, der bernsteinfarbene Glanz ihrer Augen und ihr prächtiges volles Haar, das den rotbraunen Ton polierter Kastanien besaß.

»... tja, also was die alte Jungfer betrifft«, fuhr sie schließlich mit einem Lachen in der Stimme fort, »würde nicht einmal der hässlichste Name der Welt, so es denn einen solchen gibt, dich auch nur einen Flohsprung weit dem Schicksal einer solchen näher bringen.«

»Ein Flohsprung! Du bist unmöglich, Emily!«, rief Rosemarie und ihre Verdrossenheit löste sich in einem belustigten Lachen auf.

In dem Moment klopfte es an der Tür.

»Ja, bitte?«, rief Emily, die in dem engen Abteil auf der Seite zum Gang stand.

»Miss Brandon? ... Missis Mitford?« Es war die reservierte Stimme von Lawrence Farrington, die durch die Mahagonitür zu ihnen drang.

Emily warf Rosemarie einen fragenden Blick zu und öffnete dann auf ihr Nicken hin die Tür.

»Einen guten Morgen, Mister Farrington«, grüßte sie ihn und Rosemarie zwang ein freundliches Lächeln auf ihre Lippen, als auch sie ihm einen guten Morgen wünschte.

Lawrence Farrington war zweifellos eine recht attraktive Erscheinung, wie selbst Rosemarie in Gedanken zugeben musste. Klare Linien und ebenso klare Augen von graublauer Farbe zeichneten sein Gesicht aus. Das leicht wellige schwarze Haar trug er nach hinten gekämmt, benutzte offenbar jedoch keine Pomade – oder aber so geschickt, dass weder ein künstlicher Glanz auf seinem Haar noch ein penetranter Geruch dies verriet. Wenn er lächelte, was höchst selten der Fall war, zeigte er makellose Zähne. Von Statur weder zu kräftig noch zu hager, bot er in seinem dreiteiligen taubengrauen Anzug und der dezenten, quer gestreiften Seidenkrawatte den Eindruck eines kultivierten und im Umgang überaus angenehmen Mannes. Bis man ihn dann näher kennengelernt hat!, fügte Rosemarie im Stillen hinzu. Dass er vor einem Monat seinen zweiunddreißigsten Geburtstag gefeiert hatte, wusste sie aus den Briefen ihres Vaters. Sie fand jedoch, dass er jünger aussah. Und sie fragte sich an diesem Morgen erneut, wieso ihr Vater ausgerechnet einen so unleidlichen jungen Mann wie Lawrence Farrington schon vor fünf Jahren zu seinem Partner gemacht hatte. Und wieso hieß die Firma der Diamantenhändler in Kimberley *Farrington, Brandon & Nash* statt *Brandon, Farrington & Nash*? Sie hatte sich bisher nie Gedanken darüber gemacht, weil sie bisher noch keinen von Vaters Geschäftspartnern aus der Kapkolonie kennengelernt und sich auch nicht dafür interes-

siert hatte. Doch seit ihrer Ankunft in Kapstadt, als Lawrence Farrington sie kühl begrüßt und ihr in denkbar knappster Form mitgeteilt hatte: »Ihr Vater lebt, Miss Brandon. Er befindet sich außer Lebensgefahr, und er vermochte mit mir zu reden, bevor ich abreiste. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Alles Weitere werden Sie von Doktor Talbot in Kimberley erfahren!«, ging ihr diese Frage nicht mehr aus dem Kopf.

»Einen guten Morgen, Missis Mitford ... Guten Morgen, Miss Brandon«, erwiderte ihr Reisebegleiter mit steifer Förmlichkeit. Und sein verschlossenes Gesicht ließ einen eher glauben, dass ihm in Wirklichkeit nichts ferner lag, als ihnen einen guten Tag zu wünschen. »Ihr Tisch ist bereit. Wenn ich Sie also zum Frühstück in den Speisesalon bitten darf ...«

»Sehr freundlich von Ihnen, Mister Farrington«, bedankte sich Emily mit einem Lächeln. »Geben Sie uns nur noch einen Moment.«

Lawrence Farrington blickte gleichgültig an ihnen vorbei und deutete eine knappe Verbeugung an. »Natürlich. Ich warte im Gang.« Damit wandte er sich abrupt um und entfernte sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

Emily schloss die Tür und Rosemarie verzog das Gesicht, als hätte sie auf eine Zitrone gebissen. »Dieser Stiesel! Steifer und unnahbarer als er kann auch ein Gardesoldat vor dem Buckingham-Palast nicht sein. Ja, nicht einmal die päpstliche Vatikanwache.«

»Schau mich an, und halte deine lose Zunge im Zaum!«, wies Emily sie zurecht, die Puderdose in der Hand. »Mister Farrington mag nicht der zugänglichste und geselligste Mann in diesem Zug sein, aber er ist der Einzige, der sich unser angenommen hat und gewissenhaft dafür Sorge trägt, dass es uns an nichts mangelt.«

»In diesem elenden Bummelzug mangelt es uns an allen Ecken und Enden!«, widersprach Rosemarie verdrossen.

»Ich rede von Dingen, die zu arrangieren Mister Farrington nach menschlichem Ermessen fähig ist, wie etwa einen Tisch in dem ständig überfüllten Salonwagen oder Extrarationen Wasser und derartige Sachen«, hielt Emily ihr vor, um dann mit zurechtweisendem Spott fortzufahren: »Dagegen erwarte ich von ihm nicht, dass er uns einen eigenen Salonwagen herbeizaubert oder der Sonne gebietet, gefälligst weniger heiß vom Himmel zu brennen, wie du es offenbar tust.«

»Gut, er bemüht sich sehr«, räumte Rosemarie widerwillig ein. »Aber er macht es auf eine recht unangenehm unpersönliche Art, als ginge es nur darum, eine lästige Pflicht zu erfüllen.« In Gedanken führte sie ihre Klage noch fort: Und als wäre ich jemand, der die Krätze hätte und den man sich deshalb besser vom Leib hält.

»Ach nein!« Emily klappte den Deckel der Puderdose zu und stemmte die Hände in die Hüften. »Würdest du es denn als ein Vergnügen empfinden, innerhalb einer Woche diese Strecke zweimal mit dem Zug zurückzulegen, nachdem du doch schon eine Fahrt kaum zu überstehen glaubst?«

Rosemarie sah ihre Zofe verblüfft an und winkte dann resigniert ab. »Ich gebe es auf, Emily. Du hast gewonnen. Vergiss, womit ich dir mal wieder die Ohren vollgeklagt habe und lass uns zum Frühstück gehen.« Sie hatte schon die Hand auf der Türklinke, als sie es sich nicht verkneifen konnte, noch bissig hinzuzufügen: »Es wird sicherlich wieder ungenießbar sein, was aber ja ganz ausgezeichnet zu unserem reizenden Reisebegleiter passt!«

2

Das Frühstück konnte man in der Tat nur als ungenießbar bezeichnen, wie Emily ihr wenig später insgeheim recht geben musste. Serviert wurde bloß ein einziges Gericht, das sich *Digger's Delight* nannte. Doch statt des verheißenen Frühstück-Entzückens gab es eine ausgesprochene Zumutung, wie die beiden Frauen fanden. Das teilweise noch glibberige Rührei schwamm in einer Pfütze von Hammelfett, die gerösteten Speckwürfel bestanden überwiegend aus zäher Schwarte, die Kartoffeln waren matschig und das Brot schmeckte wie ein Schwamm aus Teig. Zu allem Übel gab es keinen Tee mehr, sondern nur noch Kaffee, eine pechschwarze Brühe mit dem bitteren Geschmack von Blech und Mandelsäure.

Rosemarie stocherte in ihrem Essen herum und hatte Mühe, sich ihren Ekel nicht anmerken zu lassen, dass ihr Gegenüber, Lawrence Farrington, diesen in ihren Augen ungenießbaren Fraß ohne eine Spur von Widerwillen zu sich nahm.

Als er ihren Blick auf sich ruhen spürte, hielt er innen und schaute sie an. »Ihr Appetit scheint heute Morgen nicht sehr ausgeprägt zu sein, Miss Brandon«, sagte er in bedauerndem Ton. »Ich will doch nicht hoffen, dass Sie sich unwohl fühlen.«

Rosemarie konnte keinen Spott aus seiner Stimme heraushören und sein Gesicht war so kühl und verschlossen wie immer. Doch sie hätte schwören mögen, dass er sich hinter dieser Maske der Unnahbarkeit über sie lustig machte. »Das ist er in der Tat nicht«, erwiderte sie bissig. »Wer immer für dieses unsägliche Essen verantwortlich ist, er muss an Menschen mit einem ganz eigenen, um nicht zu sagen erstaunlich strapazierfähigen Geschmacksempfinden und Magen gedacht haben. Aber ich freue mich, dass es Ihnen wenigstens schmeckt, Mister Farrington.«

Lawrence Farrington verzog nicht eine Miene. »Von Schmecken kann buchstäblich nicht die Rede sein, verzichte ich doch bei dieser Art von Gerichten prinzipiell darauf, beim Essen durch die Nase zu atmen. Wie Sie sicherlich wissen, ist das Geschmacksempfinden dann so gut wie ausgeschaltet«, entgegnete er reserviert und als hätte er ihren bissigen Spott überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. »Bei den Mahlzeiten im Zug geht es generell weniger um persönlichen Geschmack als um reine Nahrungsaufnahme zur Erhaltung der Kräfte. Es sei denn, man begibt sich mit seinem eigenen Pullmanwagen samt persönlichem Koch auf Reisen.«

Emily Mitford lachte kurz auf. »Nahrungsaufnahme zur Erhaltung der Kräfte – das ist wirklich gut, Mister Farrington«, zeigte sie sich amüsiert.

»Sagten Sie nicht, wir werden heute am späten Nachmittag in Kimberley eintreffen? Nun, ich werde kaum von Auszehrung bedroht sein, wenn ich mich bis dahin mit trockenem Zwieback und Wasser zufriedengebe«, erklärte Rosemarie spitz.

So etwas wie die Andeutung eines Lächelns zeigte sich kurz auf dem Gesicht ihres Reisebegleiters. »Wenn man diese Strecke ausgerechnet in der Woche zweimal hinter sich bringt, in der es der Eisenbahndirektion einfach nicht gelingen will, die vakante Stelle des Zugkochs zufriedenstellend zu besetzen, dann ist es nicht ratsam, jedes Essen ausfallen zu lassen, das den eigenen Ansprüchen nicht gerecht wird«, erwiderte er sarkastisch. »Es sei denn, man besitzt die Konstitution eines Fakirs oder Bettelmönchs. Keines von beidem ist mir gegeben, wobei ich es dahingestellt sein lassen möchte, ob ich das bedauern soll oder nicht.« Touché, meine vorwitzige Rosemarie!, dachte Emily und warf ihr einen Seitenblick zu, der sie zu mehr Selbstbeherrschung und Höflichkeit ermahnte.

Rosemarie spürte, wie ihr das Blut heiß ins Gesicht schoss, und sie wünschte, sie hätte der Versuchung widerstanden, ihm diesen Stich zu versetzen, der sich nun wie eine Ohrfeige gegen sie selbst gewandt hatte. »Wir hätten eben ein paar Tage am Kap bleiben sollen«, lenkte sie schnell von ihrer unglücklichen Bemerkung ab. »Kapstadt hat einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht, mit all den herrlichen Palmen und Parkanlagen und den imposanten Bergen rundherum. Und dazu das bunte, geschäftige Treiben. Auf diese Stadt kann die Kapkolonie gewiss stolz sein.«

»Mag sein, doch ich würde nicht einen halben Penny für diese lausige Stadt geben!«, lautete seine spontane und erstaunlich grobe Entgegnung.

»So? Und warum nicht?«, hakte Rosemarie sofort nach, da sie plötzlich das Gefühl hatte, einen Blick auf den Lawrence Farrington werfen zu können, der sich ihr bisher hinter einem Visier aus steifer Höflichkeit und Unnahbarkeit verborgen hatte.

»Weil Kapstadt eine Stadt der Pharisäer ist!«, stieß er mit bitterem Groll aus. »Eine äußerlich schön getünchte Maske, die Liebreiz und tausend Tugenden verspricht. Dabei ist ihr wahres Gesicht abstoßend hässlich, geprägt von Heuchelei, Hochmut und Skrupellosigkeit!«

Rosemarie und Emily waren von seiner Antwort, die ihnen nach den Tagen wortkarger Höflichkeit wie ein Gefühlsausbruch vorkam, gleichermaßen überrascht.

»Oh!«, machte Emily, sichtlich verwirrt, was sie davon halten sollte.

Und Rosemarie brannte das Gesicht, als stünde es in Flammen. War dieses Beispiel mit der schön getünchten Maske, hinter der sich ein abstoßendes Gesicht verbarg, vielleicht sogar auf sie gemünzt? Hegte er wohl eine tiefe Abneigung gegen ihre Person? Aber nein, das konnte nicht möglich sein. Auch wenn Lawrence Farrington zu den beiden Geschäftspartnern ihres Vaters in Kimberley gehörte, so waren sie einander doch völlig fremd. Und die wenigen Gelegenheiten, bei denen sie Höflichkeiten ausgetauscht hatten, konnten unmöglich irgendeine Art von starker Antipathie in ihm geweckt haben. Es sei denn, er nahm Frauen gegenüber prinzipiell eine abweisende Haltung ein ...

Lawrence Farrington blickte in ihre verstörten Gesichter und wurde sich wohl bewusst, wie sehr er mit seiner heftigen Äußerung aus dem Rahmen gefallen war. Seine Gestalt straffte sich, als müsste er sich erst wieder unter Kontrolle bekommen. Dann sagte er mit der kühlen Höflichkeit, mit der sie schon so gut vertraut waren: »Selbstverständlich steht es Ihnen völlig frei, Kapstadt mit anderen Augen zu sehen. Jeder hat seine Vorlieben und Abneigungen. Mich jedenfalls hält nichts in Kapstadt. Zudem schien es mir nicht angebracht, kostbare Zeit am Kap zu vergeuden, da Sie es doch gewiss nicht erwarten können, in Kimberley einzutreffen und Ihren Vater zu sehen.«

Das war wieder eine versteckte, verbale Ohrfeige. Rosemarie schluckte ihren Zorn hinunter. Wieso gelang es ihm bloß immer, das Gespräch so zu drehen, dass sie als diejenige dastand, die etwas falsch gemacht hatte und Schuldgefühle haben musste?

»Natürlich, Mister Farrington!«, erwiderte sie mit mühsam beherrschter Stimme, während ihre Augen ihn aber wütend anfunkelten. »Wenn es nicht wegen meines Vaters unumgänglich wäre, hätte ich nicht einmal im Traum daran gedacht, meinen Fuß in ein in jeder Hinsicht ungastliches Land zu setzen, das von den Errungenschaften der Zivilisation offenbar nur Stückwerk übernommen hat und so viel Charme und Kultur besitzt wie ... wie der schwarze Heizer da vorn auf dem Kohlentender.«

Zu ihrer beider Überraschung reagierte er mit einem Lächeln, das diesmal jedoch weit mehr war als nur die höfliche Andeutung eines solchen. »Da gebe ich Ihnen vollkommen recht, Miss Brandon. Afrika, und ganz besonders die Kapkolonie, ist nicht für die breite Masse ge-

schaffen. Man muss schon aus einem ganz besonderen Holz geschnitzt sein, um hier leben und die Großartigkeit des Landes gebührend schätzen und lieben zu können«, entgegnete er süffisant, schob sein Besteck auf dem Teller zusammen und legte seine Serviette daneben. »Und jetzt bitte ich Sie, mich zu entschuldigen. Ich darf Ihnen versichern, dass ich Ihre Ansichten für überaus interessant und aufschlussreich halte und diese anregende Unterhaltung zu schätzen weiß, aber es gibt leider noch andere Dinge, denen ich meine Zeit widmen muss. Ich rechne mit Ihrem großzügigen Verständnis. Wir werden später ja wieder das Vergnügen der gemeinsamen Gesellschaft haben.« Er erhob sich, ohne eine Erwiderung abzuwarten, und nickte ihnen zu. »Miss Brandon ... Missis Mitford.« Damit entfernte er sich und hatte den dicht besetzten Speisewagen Augenblicke später in Richtung Salonwagen verlassen. Dort würde er sich vermutlich wieder stundenlang hinter einer Zeitung oder einem dicken Buch verschanzen.

»Hast du das gehört?«, rief Rosemarie empört und äffte ihn nach: »Nicht für die breite Masse geschaffen! Überaus interessante und aufschlussreiche Ansichten! Also diese Unverschämtheiten, die er uns da mit seinem falschen Lächeln ins Gesicht gespuckt hat! Von wegen Heuchler und Pharisäer in Kapstadt! Wenn einer ein Heuchler ist, dann doch wohl er! Seine letzten Bemerkungen grenzten fast schon an Beleidigung. Nein, sie waren eine!«

»Sie waren in der Tat recht doppeldeutig und nicht ohne eine gewisse sarkastische Schärfe, aber ...«

»Genau das meine ich ja!«, erregte sich Rosemarie. »Diese süffisante Wortverdreherei und Frechheit ...«

»Hast du mehr als einmal herausgefordert«, unterbrach Emily sie.

»Nun mach aber mal einen Punkt!«, protestierte Rosemarie ungehalten. »Ich lasse mich doch nicht von diesem selbstgerechten, blasierten Kerl wie eine dumme Gans aus der Provinz behandeln!«

»Wie man in den Wald ruft, so schallt es heraus.«

»Ach was!« Rosemarie fegte den Einwand ihrer Zofe mit einer gereizten Handbewegung hinweg. »Auch wenn ich mich nicht zu den Suffragetten und neuen Chartisten zähle, die für uns Frauen dieselben Rechte verlangen, die Männern zugebilligt werden, und die dafür auf die Straße gehen, so sympathisiere ich doch in vielem mit ihnen und lasse es mir nicht bieten, wenn mich jemand wie ein unmündiges Kind behandeln will. Zudem schuldet er mir, der Tochter des Mannes, der ihn zum Partner gemacht hat, doch zumindest einen gebührenden Respekt. Oder ist das vielleicht auch zu viel verlangt?«

An den Nachbartischen wandten sich mehrere Passagiere zu ihr um und bedachten sie mit interessierten, teils auch spöttischen Blicken.

»Du magst es nicht hören wollen, aber du hast wahrhaftig keinen Grund, dich so zu echauffieren und Mister Farrington etwas vorzuwerfen«, entgegnete Emily Mitford unbeugsam. »Immerhin hast du ihn ja wohl zuerst beleidigt.«

»So? Das ist mir aber neu!«

»Ja, als du die Kapkolonie, die ja bekanntlich seine Heimat ist, ein ungastliches Land mit nur einem Stückwerk an Zivilisation genannt und dann auch noch ihm persönlich und allen anderen Einwohnern den Charme und die Kultur eines Kohlenschaufers attestiert hast«, hielt Emily ihr vor. »Hättest du die Güte, mir zu verraten, was du damit bezweckst? Und ob du nach solch bitterbösen Bemerkungen etwa noch erwartest, dass er dir verzückt in die Augen blickt und dir für deine reizenden Worte überschwänglich dankt? Ich bitte dich, Rosemarie!«

Rosemarie konnte nicht umhin, einzugestehen, dass ihre Äußerungen kaum dazu angetan gewesen waren, Lawrence Farrington versöhnlich zu stimmen. »Er hat mich gereizt und dazu herausgefordert«, verteidigte sie sich mürrisch. »Und überhaupt soll er mir weder verzückt in die Augen blicken noch mich sonst wie mit Überschwang bedenken. Er soll mich gefälligst in Ruhe lassen!«

»Aber das war dir doch in den letzten Tagen auch nicht recht«, erinnerte Emily sie.

Rosemarie warf ihrer Zofe einen geplagten und um Nachsicht flehenden Blick zu. »Musst du denn immer so penetrant genau sein und alles auf die Goldwaage legen? Das Essen ist eine Katastrophe, mir ist entsetzlich heiß, und ich bin die endlose Zugfahrt durch dieses grässliche, elend öde Land leid!«

»Kurzum: Du willst zurück nach Bath«, folgerte Emily mit einem versteckten Schmunzeln.

»Ja! Und das lieber heute als morgen!«

»Tja, mein Kind, das geht leider nur auf dem Weg über Kimberley, egal, was der Allmächtige für deinen Vater und für uns vorgesehen hat.«

Rosemarie wusste erst nicht, was sie auf diese nüchterne Feststellung erwidern sollte, und blickte einen Moment mit finsterer Resignation drein. »Na, in der göttlichen Vorsehung muss es aber einen ganzen Haufen von freien Stellen geben. Denn dass Er so herzlos sein soll, diesen aufgeblasenen Farrington für mich vorgesehen zu haben, kann ich beim besten Willen nicht glauben«, murmelte sie schließlich, erhob sich mit einem energischen Ruck und zog das Schiebefenster in der Hoffnung auf kühlen Fahrtwind herunter. Doch statt von frischer Luft umweht zu werden, drang die Wärme wie die heiße Woge aus einem Backofen in den Waggon ein. Ihr flog Sandstaub in die Augen und Rußpartikel hinterließen hässliche Flecken auf

den hellen Samtrevers ihrer Kostümjacke. Sie tupfe sich mit der Serviette die Tränen aus den Augen und den Schweiß von der Stirn.

Oh, wie sie dieses Land hasste!